

Migration – Kultur – Integration. Und die Rolle des Museums?

Vorläufige Vermessungen eines unwägbaren Terrains

Joachim Baur

„Museum–Migration–Kultur–Integration“: im parataktischen Stakkato prasseln die Begriffe auf uns nieder. Die Quelle des Ergusses ist der *Nationale Integrationsplan* der Bundesregierung von 2007. Dort findet sich auf Seite 20 zwischen den Abschnitten „Integration vor Ort“ und „Integration durch Sport“ eine Passage mit der Überschrift „Kulturelle Integration“. Von den vier Punkten, die dort genannt sind, lautet der dritte: „Zur Unterstützung der kulturellen Integration wird der Bund unter anderem beim International Council of Museums die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft ‚Museum–Migration–Kultur–Integration‘ anregen.“¹ Und an anderer Stelle weiter: „Sie soll das Ziel haben, sich auszutauschen, gemeinsame Ausstellungen zu planen oder zu vermitteln und museumspädagogisch besser auf die in Deutschland lebenden Migranten zuzugehen.“²

Derartige Be- und Zuschreibungen in einem offiziellen Dokument der Bundesregierung sind allemal eine genauere Betrachtung wert, insbesondere wenn daraus eine wie auch immer geartete neue Struktur, eine Arbeitsgemeinschaft deutscher Museen etwa, erwachsen soll. Ich halte mich dabei an die vier genannten Leitbegriffe. Denn selbstverständlich, möchte man fast sagen, definiert der *Nationale Integrationsplan* die Termini, mit denen er operiert, nicht näher. Allein das Schlagwort „Integration“ wird 1.219-mal benutzt, ohne dass beschrieben ist, was genau darunter zu verstehen sei. Im Folgenden seien die Begriffe, deren Erläuterung mehrere Vorlesungsreihen füllen würde, also ein wenig konturiert, um so den Komplex aufzufächern, in dem sich die Debatte bewegt.

Museum

Ich starte meine sporadischen Erkundungen auf vertrautem Gebiet: dem Museum, seiner Rolle und Bedeutung im Allgemeinen. Die Debatten um Facetten und Funktionen, Herausforderungen und Potenziale des Museums sind wohl so alt wie die Institution selbst, die Versuche ihrer philo-

sophisch-konzeptionellen Bestimmung und gesellschafts-politischen Ausdeutung inzwischen Legion. Hier seien nur einige Stichwörter genannt: Man kann das Museum wie Theodor W. Adorno über seine phonetische Assoziation hinaus dem Mausoleum anlehnen oder es wie James Clifford optimistischer als *Contact Zone* begreifen. Man kann es mit Hermann Lübbe gut kompenstionstheoretisch zur Heilanstalt für modernitätsbedingten Vertrauensschwund erklären oder es dynamischer zur Plattform gesellschaftlichen Wandels erklären. Man kann das Museum als Identitätsfabrik feiern oder verdammen oder in verschiedenen Metaphern seine Vielschichtigkeit ergründen: Françoise Lionnet spricht vom Museum als „*Mirror and Tomb*“, Gottfried Korff von „*Speicher und/oder Generator*“ und Duncan Cameron von „*A Tempel or the Forum*“, eine Lesart, die in der deutschen Debatte dann als „*Lernort contra Musentempel*“ beziehungsweise „*Elfenbeinturm oder Fußgängerzone*“ nachhallte.³

Eine weitere hübsche Kontrastbestimmung speist sich aus einem eher kuriosen Gegenstand, dem Verhältnis des Museums zum Schlaf. In einen imaginären Disput geraten darüber zwei unerwartete Gesprächspartner, der italienische Futurist Filippo Tommaso Marinetti und der deutsche Romantiker Friedrich von Hardenberg alias Novalis. Marinetti erklärt die Museen in seinem Futuristischen Manifest kurzerhand zu „*dormitori pubblici*“, zu „*öffentlichen Schlafsälen*“ also, in denen nichts anderem als dem verhassten „*passatismo*“, dem antimodernen Kult der Vergangenheit, gehuldet werde. Novalis stimmt vorderhand zu. Auch er spricht – gut einhundert Jahre früher – von den Museen als „*Schlafkammern*“, doch meint er es tatsächlich in einem diametral entgegengesetzten Sinn. Denn Museen sind ihm „*Schlafkammern der zukünftigen Welt*“. „*Der Historiker, der Philosoph und der Künstler der künftigen Welt*“, so ergänzt er, „*ist hier einheimisch*“. ⁴ Rückwärtsgewandtheit und Zukunftsversprechen, Affirmation verkrusteter Verhältnisse und visio-

närer Weltentwurf, einschläfern oder träumen lassen – das Museum kann beides, wahrscheinlich ungefähr gleich gut. Eine letzte Variation dieses Themas:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.“

Eichendorffs *Wünschelrute* ist, auch und gerade in der Museumswelt, wohlbekannt. Als Romantiker spielt er darin wie Novalis mit dem Gedanken des schlafenden Potenzials der Dinge. Doch wendet er seinen Reim zum Schluss ins Appellative. Wenn wir seine Poesie – in zweifellos unzulässiger Verkürzung – auf das Terrain des Museums beziehen, dann könnte das heißen: Wir, die wir die Dinge in unseren Sammlungen und Ausstellungen ordnen, arrangieren, präsentieren, haben es in der Hand die Sache zum Schwingen und Klingen zu bringen. In gewisser Weise sind wir also – mit Eichendorff – die DJs der materiellen Kultur. Was aber legen wir auf? Spielen wir Schlaflieder für ein paar alte Bekannte oder versuchen wir, wie es der große Kapellmeister Karl Marx vorgeschlagen hat, den Verhältnissen ihre eigene Melodie vorzuspielen, um sie zum Tanzen zu bringen? Spielen wir also die vertrauten Weisen längst vergangener Tage oder – ich nähere mich dem Thema – den Soundtrack der Migrationsgesellschaft?

Migration

Was aber soll dieses „Migration“ heißen, wie gilt es den Begriff zu verstehen? *„Migration gehört zur Conditio humana wie Geburt, Vermehrung, Krankheit und Tod; denn der Homo sapiens hat sich als Homo migrans über die Welt ausgebreitet“*, schreibt der Migrationsforscher Klaus Bade.⁵ Man könnte anders formulieren: Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Migrationen. Diese grundlegende Erkenntnis ist Ergebnis eines Paradigmenwechsels in den Wissenschaften der letzten Jahrzehnte, der langsam auch gesamtgesellschaftlich durchzusickern beginnt. Migration ist kein Sonderfall in der Geschichte und auch kein Phänomen der neuesten Zeit, sondern globale Wanderungsbewegungen haben eine menscheitsgeschichtliche Dimension. Ohne Migration, keine menschliche Zivilisation.⁶

Das bedeutet indes nicht, dass sich der Gesamtkomplex nicht ausdifferenzieren ließe. Die Migrationsforschung kennt unterschiedliche Formen von Migration: Immigration

und Emigration, Binnenmigration und Transitmigration, unilineare und zirkuläre, dauerhafte und saisonale, freiwillige und Zwangsmigration, um nur wenige zu nennen. Und dies gilt zunächst nur für Wanderungsbewegungen von Menschen. Migration lässt sich jedoch ausweiten bis hin zur Flora und Fauna. Man kann sagen, das sei nun, insbesondere für die museale Thematisierung etwas weit hergeholt, doch das Beispiel eines real existierenden Migrationsmuseums, des *Immigration Museum Melbourne*, zeigt, dass eine solche Zusammenschau durchaus möglich ist: Neben den Geschichten „menschlicher“ Einwanderer werden in der Inszenierung eines Schiffes auch Beispiele der Migration nicht-endemischer Pflanzen und Tiere nach Australien gezeigt.⁷ Man muss so weit nicht gehen, doch den erweiterten Begriff von Migration gilt es auch für die museale Repräsentation durchaus im Blick zu halten. Einzelne Projekte mögen ihre spezifischen Schwerpunkte ausprägen, doch die generelle Beschränkung auf gewisse Migrationsbewegungen, etwa die Arbeitsmigration nach Deutschland seit 1955, läuft Gefahr, das Thema zum historischen Sonderfall zu erklären und die Vielschichtigkeit des Migrationsgeschehens zu beschneiden.

Neben dieser weiten Perspektive ist insbesondere das Verhältnis von Migration und Nation zu bedenken, und zwar in drei Dimensionen: Zum einen schlägt sich die Wirkmächtigkeit des Konzepts Nation häufig als spezifische Vorentscheidung und Blickverengung auf Darstellungen von Migration, auch im Museum, nieder. Die Forschung spricht in solchen Fällen im Anschluss an Anthony D. Smith und Ulrich Beck von „methodologischem Nationalismus“ und meint damit eine Perspektive, die implizit oder explizit davon ausgeht, dass der moderne Nationalstaat die natürliche soziale und politische Form der modernen Welt und mithin die maßgebliche Folie der Betrachtung darstellt.⁸ Migrationsbewegungen werden durch diese Brille etwa in Ein- und Auswanderung sortiert, ohne deren Wechselverhältnisse ausreichend zu beachten, und jenseits des Internationalen gelagerte Migrationsbewegungen geraten von vornherein aus dem Blick. Zum anderen aber gilt es zu reflektieren, dass der moderne Nationalstaat einen signifikanten Faktor im Migrationsgeschehen darstellt. Denn die Existenz und Persistenz nationalstaatlicher Grenzen macht aus Mobilität, zumindest im staatsrechtlichen und politischen Sinn, erst Migration. Ex negativo ist die Frage von Nation und Nationalstaat in der Beschäftigung mit Migration also immer schon aufgehoben, häufig jedoch ohne, dass eine bewusste Auseinandersetzung erfolgt. Drittens schließlich

wirkt das Verhältnis von Nation und Migration aber auch in umgekehrter Richtung. Unter dem Schlagwort „Autonomie der Migration“ wird in letzter Zeit eine Sichtweise gehandelt, die Migration eben nicht als Epiphänomen nationalstaatlicher Politik, sondern als unbändige Bewegung und geschichtliche Kraft sieht. Migration, so die Auffassung, wird durch nationalstaatliche Grenzen nie vollständig reguliert, sondern stellt diese vielmehr beständig infrage und treibt nationale Politiken gleichsam stets vor sich her. Auch dies ist eine Sicht, die für museale Repräsentationen fruchtbar gemacht werden kann.⁹

Kultur

Damit zum nächsten Begriff: „Kultur“ – ein gewiss nicht weniger weites Feld. James Clifford, einer der wegweisenden Kulturanthropologen der vergangenen Jahrzehnte und mithin einer, der es wissen muss, formulierte schon vor Jahren: „*Culture is a deeply compromised idea I cannot yet do without.*“¹⁰ Clifford formulierte sein Unbehagen vor dem Hintergrund eines Kulturbegriffs, dem Vorstellungen von Homogenität, Unveränderlichkeit und Wesenhaftigkeit eingeschrieben sind, und er hat einiges dafür geleistet, diesen zutiefst kontaminierten Begriff, ohne den er gleichwohl nicht auszukommen meint, zu verflüssigen. Ich komme darauf zurück.

Für eine allgemeine Klärung des schillernden Begriffs „Kultur“ lohnt zunächst der Rückgriff auf die klassische Auffächerung von Raymond Williams, einem der Gründerväter der britischen Cultural Studies. Er unterscheidet in seinem begriffsgeschichtlichen Standardwerk *Keywords. A Vocabulary of Culture and Society* drei Dimensionen.¹¹ „Kultur“, so Williams, meint zunächst einen ganz allgemeinen Prozess der intellektuellen und ästhetischen Bildung – eine Schattierung, die wir heute noch in Wendungen wie „ein Mann von Kultur“ oder „ein kultivierter Mensch“ kennen. Zweitens – und für den vorliegenden Kontext wichtiger – bezeichnet Kultur eine bestimmte Lebensweise, „*a particular way of life, whether of a people, a period, a group, or humanity in general*“. Aus dieser zweiten Dimension leiten sich so unterschiedliche Konstrukte wie deutsche Kultur, Kultur der Renaissance, Arbeiterkultur, Stadtkultur oder auch Subkultur ab. Immer geht es um gemeinsame Prägungen und Artikulationen spezifischer Gruppen und hier – nur hier – ist es sinnvoll von Kulturen im Plural zu sprechen, weshalb auch Vorstellungen wie „Multikulturalismus“ auf eben dieser Dimension aufsetzen. Drittens schließlich umfasst Kultur nach Williams die Praxen und Werke

intellektueller, insbesondere künstlerischer Tätigkeit: Musik, Literatur, Theater, bildende Kunst, also das, was man zum Teil als Hochkultur, in jedem Fall aber als „Kulturbereich“ oder „kulturellen Sektor“ kennt und zu dem nun auch die Institution Museum zu zählen ist.

Was ist durch eine solche Differenzierung gewonnen? In gewisser Weise versetzt sie uns erst in den Stand, Dokumente wie den *Nationalen Integrationsplan* der Bundesregierung richtig zu verstehen oder zumindest reflektiert nicht zu verstehen. Als Illustration sei die Einleitung des bereits erwähnten Absatzes „Kulturelle Integration“ zitiert: „*Kultur ist eine wesentliche Grundlage unseres Zusammenlebens und verbindet Menschen unterschiedlicher Herkunft. Die Gestaltung der Zuwanderungsgesellschaft ist auch eine kulturelle Herausforderung. Dabei ist der angemessene Umgang mit kultureller Vielfalt eine notwendige und von vielen noch zu erlernende Kompetenz. Der Bund intensiviert seine Aktivitäten zur kulturellen Integration von Zugewanderten und legt einen Schwerpunkt auf die kulturelle Bildung.*“

Vier Sätze, fünfmal „Kultur“. Der Abschnitt ist wie gemacht für eine Prüfungsaufgabe im kulturwissenschaftlichen Proseminar: „*Identifizieren Sie in diesem Text verschiedene Dimensionen des Kulturbegriffs nach Raymond Williams und nennen Sie unterschiedliche Implikationen [...]*“. Denn der Passage ist, bei aller scheinbaren Klarheit, eine durchaus charakteristische Uneindeutigkeit eigen. Die erste Nennung, Kultur als „*eine wesentliche Grundlage unseres Zusammenlebens*“, könnte insbesondere mit dem Zusatz der verbindenden Qualität auf die Bedeutung grundlegender Kultiviert- oder Zivilisiertheit abzielen, doch ist auch eine Lesart möglich, die Kultur im Sinne der spezifischen Lebensweise einer einzelnen Gruppe zur Grundlage des Zusammenlebens nehmen will, was Anklänge an Vorstellungen von „Leitkultur“ aufwiese. Im zweiten Satz wird es schwieriger: Meint die „*kulturelle Herausforderung*“ der Gestaltung der Zuwanderungsgesellschaft eine Herausforderung für den Kultursektor, die kulturellen Institutionen wie das Museum oder geht es vielmehr um die Herausforderungen, die unterschiedliche Lebensweisen womöglich mit sich bringen? Wenn sodann von „*kultureller Vielfalt*“ die Rede ist, sind die Verhältnisse wieder klarer, denn der hinterlegte Plural verweist, wie erwähnt, stets auf verschiedene „Kulturen“ im Sinne verschiedener „ways of life“. Gleichwohl könnte das Kompositum „*kulturelle Vielfalt*“ bei unbedarftem Blick auch die Überfülle (hoch-)kultureller Angebote bedeuten, mit deren angemessenem Umgang

auch der eine oder andere seine Schwierigkeiten haben dürfte. Der letzte Satz lässt wieder jeden erdenklichen Interpretationsspielraum: Die „*kulturelle Integration von Zugewanderten*“ kann im Prinzip sowohl deren Einbeziehung in den Kultursektor, etwa als Besucher oder Macher von Museen, meinen oder aber ihre Anpassung an die Lebensweisen anderer, wohl der autochthonen Gruppen, im Grunde also Assimilation. Und auch die zuletzt genannte „*kulturelle Bildung*“, die der Bund zum Schwerpunkt erhebt, könnte sich nach Williams in ähnlicher Ambivalenz auf „hochkulturelle Bildung“ (Goethe, Verdi, Picasso et cetera) oder auf das Erlernen inter-kultureller Kompetenzen, also Fähigkeiten im Umgang mit unterschiedlichen Lebensweisen, beziehen. Das eine wie das andere wäre eine denkbare Aufgabe für Museen.

Was in jedem Fall deutlich wird, ist, dass das Museum zumindest hinsichtlich der vorliegenden Thematik an der Schnittstelle zweier semantischer Dimensionen von „Kultur“ liegt: Es ist eine kulturelle Einrichtung (im Sinne von „Hoch“-Kultur), die es nun mit kultureller Vielfalt (im Sinne von „speziellen Lebensweisen“) zu tun hat. Dass das Museum an der Schnittstelle der beiden genannten Facetten von „Kultur“ liegt, ist kein Zufall, sondern verweist vielmehr auf deren historisch enge Koppelung: Was als Kultur (im Sinne von „Hochkultur“) ausgegeben wird, ist traditionell Ausdruck der Kultur (im Sinne von Lebensweise) gesellschaftlich hegemonialer Gruppen, Schichten oder Klassen – seit dem „Museum Age“¹² des 19. Jahrhunderts also des Bürgertums.

Man könnte nun im historischen Längsschnitt zeigen, wie das Museum immer dann unter Spannung geriet, wenn es mit anderen „Kulturen“ als seiner nationalen bürgerlichen konfrontiert war, wenn also sein eingeschriebener Charakter als kulturelle Institution und der kulturelle Hintergrund seines Publikums auseinander traten. Denn dies ist nichts prinzipiell Neues im Blick auf heutige, durch Migration kulturell pluralisierte Gesellschaften, sondern lässt sich auf anderem Spielfeld – etwa der Kollision von Museen und Arbeiterklasse und der anderen „Kultur“, dem anderen Habitus ihrer Angehörigen – zumindest bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen.¹³ Man könnte auch zwei herkömmliche Tendenzen zur Lösung dieser Spannung aufzeigen: den Versuch kultureller Institutionen einerseits, sich andere „Kulturen“/Lebensweisen gleichsam einzuverleiben, die Spannung also durch deren Anpassung an die bürgerliche Kultur zu entschärfen, oder aber die Ablösung des Kultursektors von der engen Assoziation mit bürgerlicher

Hochkultur andererseits, eine Öffnung hin zur „Volks-“ oder „Populärkultur“ und somit eine Annäherung an gewandelte Öffentlichkeiten.

Es muss hier bei der Andeutung dieser Stränge bleiben, auch wenn der Blick auf historische Parallelen immer wieder zur heilsamen Relativierung gegenwärtiger Aufregtheiten beitragen kann. Was jedoch tatsächlich neu ist oder zumindest im Diskurs der vergangenen Jahre prägend wurde, ist die Konjunktur der zweiten Williams'schen Dimension – dem „*particular way of life*“ spezifischer Gruppen – und deren Fixierung auf im Wesentlichen ethnische Kriterien. Hatte Williams in den 1970er Jahren, als er sein Buch schrieb, noch diagnostiziert, dass seine dritte Dimension – Kultur als Musik, Literatur, Kunst et cetera – wohl die diskursbeherrschende sei, so würde diese Wertung heute mit einiger Wahrscheinlichkeit anders ausfallen. Wenn heute von Kultur und erst recht von Kulturen die Rede ist, dann ist zumeist der „*particular way of life*“ einzelner Gruppen gemeint, und zwar in ihrer ethnischen Variante. Kulturelle Vielfalt, Multi-, Inter- und Transkulturalität, oder wie die Schlagwörter alle heißen, vermessen Kultur allesamt nicht entlang von ökonomischen, von geschlechts-, bildungs-, alters-, oder regionalspezifischen Faktoren, sondern entlang der Kriterien nationaler Herkunft und ethnischer Zugehörigkeit.

Vielleicht gibt es Gründe, die für eine solche Betrachtung sprechen. In jedem Fall gilt es zu bedenken, dass sich damit nur eine spezifische Ausprägung einer spezifischen Dimension des Kulturbegriffs erfassen lässt. Denn die Dominanz dieser Betrachtung hat manifeste Implikationen, nicht zuletzt für die spezielle Debatte in der Museumslandschaft, etwa in Form einer zumeist unhinterfragten Zielgruppenprojektion. So haben wir es bei jenen Migranten, die in der Diskussion über die Öffnung des Museums für bildungsferne Klientel in der Regel stillschweigend gemeint sind, mit einer Überblendung von zumindest zwei spezifischen „Kulturen“ zu tun, nämlich Migrationskultur einerseits und Arbeiter-, wenn nicht Unterschichtkultur, andererseits. Dass es daneben auch Migranten gibt, die anderen „Kulturen“ angehören, nämlich der bürgerlichen, der „Kultur“ der Akademiker, der Besserverdienenden, der Kunstproduzenten et cetera, und somit weder als bildungs- noch museumsfern zu kennzeichnen sind, bleibt in dieser impliziten Überblendung außen vor. Eine Alternative zur Rede von „Kultur“, die diesen Befund besser abbildet, wäre entsprechend die Bezugnahme auf ausdifferenzierte „Milieus“, wie es die Sinus-Studie vorgemacht hat.¹⁴ Eine weitere Alternative

zur Rhetorik der „Kultur“ wäre etwa der Bezug auf „*Praktiken und Taktiken*“, wie man es beim französischen Philosophen Michel de Certeau lesen kann.¹⁵ Denn eine solche Handlungsorientierung bringt gleichermaßen individuelle wie kollektiv prägende Dimensionen in den Blick, ist von Beginn an kurzfristig und prozesshaft angelegt und vermeidet so die Vorab-Definition fixer Gruppen.

Wenn wir uns nun aber doch noch einmal diesem ethnischen Kulturbegriff zuwenden, dann gilt es, eine Prämisse besonders im Blick zu behalten: Kultur ist Prozess, ist nicht statisch, sondern in ständiger Veränderung. „Kulturen“ sind nicht die in sich homogenen und fest gefügten, nach außen abgegrenzten Einheiten, als die sie mitunter missverstanden werden. Im Grunde *sind Kulturen* überhaupt nicht, außer vielleicht in Bewegung – „*traveling cultures*“, wie es der bereits erwähnte James Clifford nennt.¹⁶ Das Billardkugel-Modell der Kultur dagegen, das sich bis auf Herder zurückführen lässt und davon ausgeht, dass verschiedene Kulturen für sich existieren und sich nur an den Rändern berühren, halt jedoch auch in einigen neueren Modellen nach, die das Zusammenspiel verschiedener Kulturen zu fassen versuchen. Der Multikulturalismus etwa geht in seinen Grundzügen von jenem Nebeneinander fein säuberlich abgegrenzter Einheiten aus. Das Konzept der Transkulturalität, von Wolfgang Welsch schon vor Jahren als Alternative in die Debatte geworfen, wenn auch noch immer wenig konturiert, hebt dagegen gerade auf das Nomadisieren und ständige gegenseitige Durchwirken von Kulturen ab. Gegen die Vorstellung festgefügter Traditionen versucht diese Perspektive mit gesteigerter Aufmerksamkeit und Sensibilität kulturelle Transformationen zu registrieren und sichtbar zu machen.¹⁷

Als genereller Einwand gegen einen engen Fokus auf „Kultur“ oder „Kulturen“, auch in musealen Repräsentationen, bleibt schließlich die konstruktivistische Sicht, dass die Perspektive auf gesellschaftliche Sachverhalte diese zum Teil erst konstruiert beziehungsweise, dass andere Sichtweisen damit in den Hintergrund gedrängt werden. Der Berliner Volkskundler Wolfgang Kaschuba hat in diesem Sinne zu Recht vor einem grassierenden Kulturalismus gewarnt, der das „*Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs*“ befördere.¹⁸ Und es ist nicht nur das Soziale – auf dessen Relevanz ich mit dem Verweis auf Milieus hingedeutet habe –, das im kulturalistischen Blick auf Migrationsprozesse zu verschwinden droht, sondern auch das Politische: Fragen von Zuwanderungs-, Flüchtlings- und Asylpolitik, von Politiken der Grenzziehung und

der Staatsbürgerschaft, von politischen Rechten und politischen Kämpfen – allesamt Fragen, die auch im musealen Kontext verhandelt werden könnten.

Die Erörterung könnte noch über Seiten fortgesetzt werden, doch dürfte bereits deutlich geworden sein, dass der Kulturbegriff ein tückischer ist. Reifliche Überlegung ist angezeigt, bevor man ihn sich – als Museum zumal – unbekümmert und enthusiastisch auf die Fahnen schreibt.

Integration

Mit dem letzten Begriff schließlich – „Integration“ – werden die Dinge nicht leichter. Vielleicht hilft deshalb ein Blick auf seine Etymologie. Integration leitet sich ab von lateinisch *integer* beziehungsweise griechisch *entagros*, was soviel heißt wie *unberührt, unversehrt, unverdorben, rein, ganz*. Das lateinische Verb dazu, *integrare*, bedeutet *wiederherstellen* und das Substantiv *integratio* *Erneuerung*. Zusammengezogen käme man im Deutschen dann auf so etwas wie Integration als *Herstellung/Wiederherstellung* eines unversehrten Ganzen.

Ich bin, soviel vorweg, kein großer Freund des Begriffes „Integration“, zumal wenn er in der üblichen Koppelung als „kulturelle Integration“ daherkommt. Der Begriff allein kann gewiss wenig dafür: „Erneuerung“ ist ja nichts Schlechtes, so wenig wie die Vorstellung einer Gesellschaft, die in irgendeiner Form im Inneren zusammengehalten wird. Was Widerspruch provoziert, ist die politische Konnotation und normative Aufladung, die der Begriff im „Integrationsdiskurs“ der vergangenen Jahre erhalten hat.

Die Kulturwissenschaftler Sabine Hess und Johannes Moser haben die Entwicklung und Implikationen dieses Diskurses in ihrer unlängst erschienenen Publikation *No integration?! überzeugend nachgezeichnet*: „*Von den beiden unterschiedlichen Bedeutungsebenen, die den Begriff der Integration in seiner mindestens 40-jährigen Geschichte auszeichneten*“, schreiben sie, „*blieb lediglich eine: Das Konzept reduzierte sich auf den Aspekt des ‚Forderns und Förderns‘. So wurde insbesondere jene Ebene hegemonial [...], die unter Integration ‚kulturelle Integration‘ versteht (was sich insbesondere auf Sprache, Kultur und Geschichte bezieht) und dies als Sonderleistung von Migranten und Migrantinnen einfordert. Diese Ebene ist mit einer Thematisierungsweise von Migration gekoppelt, die als ‚Defizitansatz‘ beziehungsweise als Problemdiskurs hinlänglich beschrieben wurde. Die andere Ebene, die Integration als ‚Chancengleichheit‘ und ‚Partizipation‘ versteht, das heißt im Sinne sozialer, ökonomischer, politischer und kultureller*

Rechte auf Teilhabe, ist dagegen nur (mehr) marginal wahrzunehmen.“¹⁹ Demnach lässt sich im Integrationsdiskurs also jene Tendenz wiederfinden, die ich bereits für den Kulturbegriff behauptet habe, eine Kulturalisierung und Ethnisierung, bei gleichzeitiger De-Thematisierung sozialer und politischer Aspekte.

Die scharfe Analyse wirft auch ein kritisches Licht auf den *Nationalen Integrationsplan*. Zum Teil betont dieser zu Recht, dass Integration „gelebt werden“ müsse und „weder der Minderheit noch der Mehrheit“ verordnet werden könne, dass es um ein „Miteinander“ gehe, das von Zuwanderern und Einheimischen gewollt und aktiv angestrebt werden müsse. Zugleich dringen vielfach Vorstellungen durch, wonach Integration eine Bringschuld der Zuwanderer sei und als Problem in erster Linie diese betreffe. Symptomatisch ist etwa das Vorwort von Bundeskanzlerin Angela Merkel: „Hier leben rund 15 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund. Die meisten von ihnen haben längst ihren Platz in unserer Gesellschaft gefunden. Dennoch wissen wir aber auch um deutliche Integrationsdefizite bei einer leider noch zu großen Zahl von Menschen.“ Die Rede von den „Integrationsdefiziten“ richtet sich hier nicht auf politische und gesellschaftliche Strukturen, sondern klar auf einzelne Personen und gemeint sind dabei sicher nicht die einem gedeihlichen Zusammenleben sich verweigernden „Bio-Deutschen“, sondern wie selbstverständlich die Migranten.

Hess und Moser resümieren: Wiewohl mitunter von Integration als wechselseitigem Prozess die Rede sei, richte sich „die ‚Eingliederungs‘-Forderung dann doch nur an die ‚Zuwanderungsbevölkerung‘. Integrieren sollen die sich, und zwar in die ‚bestehenden Sozialstrukturen einer Aufnahmegesellschaft‘, wobei die Aufnahmegesellschaft trotz der mehr als 50-jährigen Migrationsgeschichte der Nachkriegszeit ungebrochen mit der ‚deutschen Kultur und Geschichte‘ gleichgesetzt wird.“²⁰ Damit einher gehe das „Revival eines essenzialistischen Kulturbegriffs, das eher desintegrierend Wir und die Anderen, die ‚Aufnahmegesellschaft‘ und die Einwandernden als homogene Kollektive zu definieren und fixieren versucht.“²¹ Letzteres ist, daran sei erinnert, in der Etymologie des Begriffes mit Konnotationen wie „unberührt“ oder „rein“ bereits angelegt.

Was bedeutet dies für unseren Zusammenhang? Zunächst ist zu konstatieren, dass der Integrationsdiskurs also hochpolitisch und auch politisch forciert ist. Für das Museum macht dies Positionierungen und gegebenenfalls auch Abgrenzungen nötig. Nun bin ich der letzte, der

sich gegen ein politisches Museum, also ein Museum mit politischem Bewusstsein und Drang zur Einmischung, ausspricht. Die Fragen sind nur: Wollen sich Museen zum Instrument dieses Integrationsdiskurses, dieser Form von Gesellschaftsmanagement machen lassen? Das Museum als PR-Abteilung oder Schmiermittel von Politik? Etwas Distanz tut vielleicht ganz gut.

Wenn das Prinzip der gesamtgesellschaftlichen Wechselseitigkeit ernst genommen wird, so kann es des Weiteren nicht allein darum gehen, „die Museumsarbeit hinsichtlich der zugewanderten Bevölkerungsgruppen zu optimieren“, wie es im *Ersten Fortschrittsbericht zum Nationalen Integrationsplan* heißt,²² also letztlich einbahnstraßenartig kulturelle Bildung von Migranten zu betreiben. Ziel muss es sein, das Museum umfassend in die Migrationsgesellschaft zu integrieren. Denn schließlich zeigt die Institution nach wie vor erhebliche Integrationsdefizite und ist im Vergleich zu ihrer sich wandelnden Umwelt noch immer ein recht hermetischer Mikrokosmos, um nicht zu sagen eine kleine Parallelgesellschaft. Dagegenzusetzen gilt es ein „Migration Mainstreaming“ von Museen aller Couleur, die Wahrnehmung einer aktiven Rolle in der Gestaltung der Migrationsgesellschaft als Querschnittsaufgabe in der Sammlungs-, Ausstellungs- und Programmarbeit also, und nicht zuletzt eine entschlossene Diversifizierung des Personals, um den Anteil von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Migrationshintergrund – vom Volontär bis zur Direktorin – wesentlich zu erhöhen. Schließlich ist mein Plädoyer, statt dem aufgeladenen Begriff „Integration“, die alte Idee von Teilhabe, von Partizipation wieder stärker in den Vordergrund zu rücken. Das Museum hat hier noch viel zu lernen, aber mindestens ebenso viel zu bieten.²³

Was nun? Was tun!

Über die konkrete Rolle des Museums in der Migrationsgesellschaft ist zweifellos noch viel zu reden. Aus meiner Sicht sind für eine fruchtbare Beackung des umrundeten Feldes insbesondere sechs Prämissen grundlegend, die für verschiedene Aufgaben des Museums – für das Sammeln wie für das Ausstellen oder die begleitende Vermittlungsarbeit – gelten können.²⁴ Eine kritische und reflektierte, verantwortungsvolle und zukunftsweisende Thematisierung des Komplexes Migration im Museum sollte demnach

1. dem Konzept der *Contact Zone* verpflichtet sein, wie es James Clifford vorschlägt. Entworfen ist darin das Bild eines Museums, das diejenigen, deren Kultur und Geschichte es

sammelt und ausstellt, umfassend und dauerhaft in seine Operationen einbezieht. Statt die Öffentlichkeit von gesicherter Warte aus zu erziehen, öffnet es sich alternativen Perspektiven und Interpretationen und geht ergebnisoffene, verbindliche und wechselseitige Beziehungen mit den Repräsentierten ein, ohne gleichwohl die Asymmetrien von Ressourcen und gesellschaftlicher Macht in diesen Beziehungen zu überspielen.²⁵

2. einen weiten Horizont von Migration ins Auge fassen, der Ein- und Auswanderung, Binnen- und Transitwanderung, freiwillige und Zwangsmigration et cetera ebenso umspannt, wie verschiedene Epochen und Migrationsbewegungen.

3. Wege finden, Migration als gesamtgesellschaftliches Thema zu präsentieren, statt den Komplex personalisierend festzuschreiben und im Blick auf die Zugewanderten als „ewige Migranten“ zu fixieren.

4. nicht allein harmonisierende Erfolgsgeschichten der Integration erzählen, sondern insbesondere gesellschaftliche Konflikte, Machtverhältnisse und Ungleichheiten auf dem Feld und von der Warte der Migration aus adressieren.

5. transnational ausgerichtet sein und hierfür nicht nur den spezifischen nationalen Kontext Deutschlands hinter sich lassen, sondern die verbreitete Fixierung auf den nationalen Rahmen insgesamt auf- und „die Schallmauer des nationalstaatlichen Denkens durchbrechen“.²⁶

6. schließlich transkulturell orientiert sein, also kein Nebeneinander abgegrenzter, statisch und essenzialistisch gedachter Kulturen konstruieren, sondern gerade den Prozesscharakter von Kultur, das ständige, gegenseitige Durchwirken von „traveling cultures“ in den Blick nehmen, für das Migration zugleich Motor und Metapher ist.

Wenn im Hinblick auf diese Vision noch viel zu tun bleibt, so ist – um auf einer positiven Note zu enden – ohne Zweifel anzuerkennen, dass die Thematisierung von Migration in der deutschen Museumslandschaft inzwischen auf einem ganz anderen Stand ist als noch vor einigen Jahren. Zahlreiche Projekte wurden realisiert, wertvolle Erfahrungen an vielerlei Orten gemacht, erste gemeinsame Diskussionen geführt. Es mag nun an der Zeit sein dem Ganzen, etwa durch eine koordinierte Anstrengung, wie die vorgeschla-

gene Arbeitsgruppe beim Deutschen Museumsbund, eine neue Qualität und Dynamik zu geben. Denn soviel ist sicher: Das Thema Migration und die Aufgabe der aktiven Mitgestaltung der Migrationsgesellschaft dürfen die deutschen Museen – Marinetti und Novalis lassen grüßen – nicht verschlafen!

Anmerkungen

- ¹ PRESSE- UND INFORMATIONSSAMT DER BUNDESREGIERUNG (Hrsg.), *Der Nationale Integrationsplan. Neue Wege – Neue Chancen*, Juli 2007. Online unter www.bundesregierung.de/Content/DE/Publikation/IB/Anlagen/nationaler-integrationsplan.
- ² Ebd., S. 130.
- ³ Sämtliche der genannten Museumsdefinitionen sind neben anderen ausführlicher und mit Literaturverweisen dargestellt in: Joachim BAUR, „Was ist ein Museum? Vier Umkreisungen eines widerspenstigen Gegenstands“, in: DERS. (Hrsg.), *Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes*, Bielefeld 2010, S. 15–48.
- ⁴ Beide Verweise finden sich bei Ulrike VEDDER, „Museum / Ausstellung“, in: Karlheinz BARCK (Hrsg.), *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Bd. 7: Supplemente, Register*, Stuttgart und Weimar 2005, S. 148–190, hier S. 174, 184.
- ⁵ Klaus J. BADE u. a., „Die Enzyklopädie. Idee – Konzept – Realisierung“, in: DERS. u. a. (Hrsg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn 2007, S. 19–27, hier S. 19.
- ⁶ Vgl. ebd. sowie exemplarisch Dirk HOERDER, *Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millennium*, Durham 2002.
- ⁷ Vgl. Joachim BAUR, *Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation*, Bielefeld 2009, S. 293.
- ⁸ Vgl. Ulrich BECK, *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Neue weltpolitische Ökonomie*, Frankfurt am Main 2002, S. 84–94.
Andreas WIMMER und Nina GLICK SCHILLER, „Methodological Nationalism and Beyond. Nation-State Building, Migration and the Social Sciences“, in: *Global Networks* 2 (2002), Nr. 4, S. 301–334.
- ⁹ So – zumindest dem Anspruch nach – in der groß angelegten Ausstellung „Projekt Migration“ in Köln 2005/2006. Deren umfangreicher Katalog beinhaltet auch einige programmatische Texte zu dieser spezifischen Sichtweise, vgl. KÖLNISCHER KUNSTVEREIN u. a. (Hrsg.), *Projekt Migration*, Köln 2005.
- ¹⁰ James CLIFFORD, *The Predicament of Culture. Twentieth Century*

Ethnography, Literature, and Art, Cambridge, Mass. 1988, S. 10.

- ¹¹ Vgl. Raymond WILLIAMS, *Keywords. A Vocabulary of Culture and Society*, Oxford / New York 1976, S. 80.
- ¹² Germain BAZIN, *The Museum Age*, New York 1967.
- ¹³ Vgl. etwa Tony BENNETT, *The Birth of the Museum. History, Politics, Theory*, London / New York 1995.
- ¹⁴ Die zentralen Ergebnisse der Sinus-Studie über Migranten-Milieus in Deutschland finden sich online unter www.sociovision.de/uploads/tx_mpdownloadcenter/MigrantenMilieus_Zentrale_Ergebnisse_09122008.pdf
- ¹⁵ Michel DE CERTEAU, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.
- ¹⁶ James CLIFFORD, *Routes. Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge, Mass. 1997.
- ¹⁷ Wolfgang WELSCH, „Transkulturalität. Die veränderte Verfassung heutiger Kulturen“, in: STIFTUNG WEIMARER KLASSIK (Hrsg.), *Sichtweisen. Die Vielheit in der Einheit*, Weimar 1994, S. 83–122.
- ¹⁸ Wolfgang KASCHUBA, „Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs“, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 91 (1995), S. 27–46.
- ¹⁹ Sabine HESS und Johannes MOSER, „Jenseits der Integration. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Debatte“, in: Sabine HESS u. a. (Hrsg.), *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*, Bielefeld 2009, S. 11–25, hier S. 12.
- ²⁰ Ebd., S. 13.
- ²¹ Ebd.
- ²² PRESSE- UND INFORMATIONSDIENST DER BUNDESREGIERUNG (Hrsg.), *Nationaler Integrationsplan. Erster Fortschrittsbericht*, Oktober 2008, S. 28. Online unter www.bundesregierung.de/Content/DE/Publikation/IB/Anlagen/nationaler-integrationsplan-fortschrittsbericht.
- ²³ Vgl. meine Überlegungen zum partizipatorischen Potenzial des Museums in Joachim BAUR, „Museum 2.0 – Notizen zum Museum als Plattform gesellschaftlichen Wandels“, in: *Museumskunde* 73 (2008), Nr. 2, S. 42–50.
- ²⁴ Näher ausgeführt sind diese Punkte – im Hinblick auf spezielle Migrationsmuseen, doch ohne Weiteres verallgemeinerbar – bei BAUR 2009 (wie Anm. 7), S. 358–363.
- ²⁵ James CLIFFORD, „Museums as Contact Zones“, in: DERS., (wie Anm. 16), S. 188–219.
- ²⁶ Ulrich BECK, *Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung*, Frankfurt am Main 1997, S. 53.

Verfasser

Dr. Joachim Baur

Lehrbeauftragter am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen und Projektmitarbeiter des „Museum Grenzdurchgangslager Friedland“
Lausitzer Straße 7
10999 Berlin
joachim.baur@gmx.net